

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 23 (1981)

Artikel: Die Pfarrerin [Schluss]

Autor: Caprez-Roffler, Greti

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Pfarrerin

von Greti Caprez-Roffler

Am Heinzenberg

Am 15. Dezember 1937 wird uns das dritte Kind geschenkt: Christina Turitea (das romani-sche Dorothea). Im Juli 1938 ziehen wir an den Heinzenberg. Flerden, Urmein und Tschappina haben meinen Ehekameraden zum Pfarrer gewählt. Da er aber erst im Oktober mit dem Studium fertig ist, bekomme ich vom Kirchenrat die Erlaubnis zur Provision dieser drei Kirchgemeinden. Anfang November sitzen die Vorstände der drei Gemeinden zusammen, um über unsern Vorschlag: Predigt an allen Sonntagen in allen drei Gemeinden zu halten, zu beraten. Wir sahen die Vorstände weggehen, aber keiner kam, uns Bericht zu geben. Wir warteten bis am Mittwoch und erkundigten uns dann bei einem der Präsidenten. Seine Antwort war deprimierend: die Opposition gegen mich sei in seiner Gemeinde so gross, dass ich nicht mehr arbeiten könne. – Die Führung Gottes war für uns nicht mehr zu erkennen. Warum bis hieher, und nun dieser Abbruch?

In der stillen Zeit anderntags wurde uns deutlich: Christus selber hatte so viel Opposition. Was brauchte ich da zu meinen, keine haben zu sollen. Ich sprach noch mit unserm Lehrer. Er sagte, hier in Flerden habe es von Anfang an die Opposition der alten, konservativen Familien gegen das Frauenpfarramt gegeben. Anderntags sass ich beim Urmeiner Vorstand und seiner Frau in der Küche. Er tröstete mich, er habe in Urmein noch kein Wort der Opposition gehört, im Gegenteil: es kommen solche in die Kirche, die ihr vorher fern geblieben. Wir wanderten

dann miteinander nach Tschappina hinauf und fanden den Kirchgemeindepräsidenten im Maiensäss. Auch er erzählte, er wisse von keiner Opposition. So durfte ich also in diesen beiden Gemeinden doch weiter mitarbeiten.

Ich hatte noch nie gewünscht, nicht eine Frau zu sein. Nicht einmal als eine alte Base von mir starb und wir ihr Bild für die Seite der Verstorbenen an den «Freien Rätier» schickten. Es erschien nicht, mit der Begründung, sie nähmen prinzipiell keine Frauen. – Nicht einmal als Tote sind wir genehm!

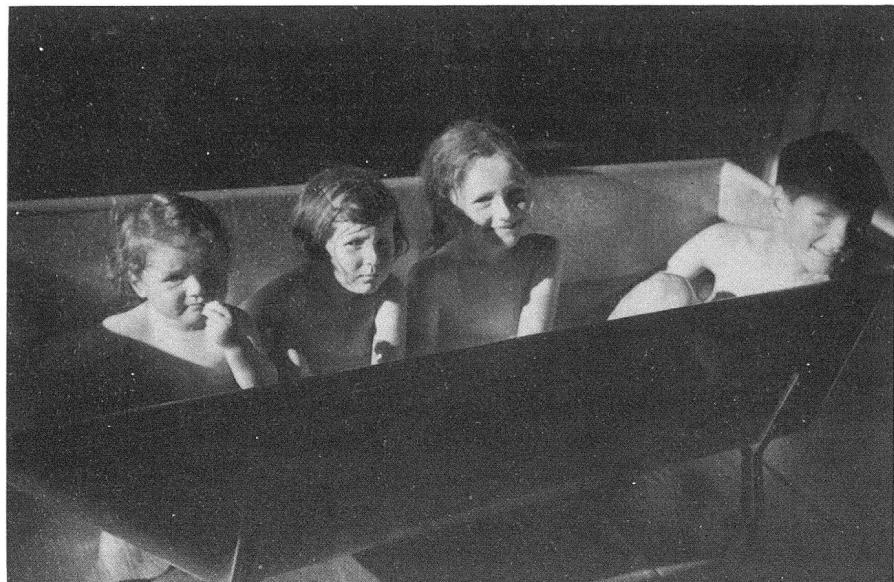
Vom Colloquium «Nid dem Wald» wurde ich zu seinen Zusammenkünften geladen, allerdings ohne Stimmrecht, da ich ja nicht Mitglied der Synode war. Als dann ein Pfarrer aus einem andern Colloquium seinen Alterssitz in unserer Gegend nahm, entrüstete er sich, dass ich zu den Sitzungen eingeladen werde und sagte: «Es ist doch gut, dass ich gekommen und den Deckel von diesem stinkenden Topf genommen habe.» Ich musste dann für die Beratung in Ausstand treten. Das Colloquium beschloss aber, mich weiterhin einzuladen.

Die Geburt unseres vierten Kindes, Margreth Ursula, fiel in diese Zeit. Sie kam am 30. Dezember 1939.

Flerden, im Mai 1940. An Dora Nydegger:

Ich habe die kleine Margreth im Arm. Sie ist ein so strahlend fröhliches Kindlein, dass ich sie immer wieder als ein Geschenk aus anderer Welt ansehe und doch immer wieder mit der bangen Frage: was wartet seiner hier. Es ist nun

Unser Badezimmer am Heinzenberg.



gut fünf Monate alt und hat seine Händlein entdeckt. Die erste Entdeckung im Leben des Menschen überhaupt. Es ist etwas vom Schönsten, das es gibt. Die Wiesen, die sich von uns bis ins Tal hinunter erstrecken, sind in voller Blüte und wogen im Winde hin und her. Dass es das noch gibt! Und daneben den Menschen! So wie er ist. Wir haben Krieg. Dabei ist ja klein Margreth auch schon «so ein Mensch». Denn wenn es mittags den Gemüseschoppen gibt, geraten wir immer in Streit. Sie will nicht, was sie soll. – Dein Brief beschäftigt mich unaufhörlich. Man kann nur jeglichen Glauben an den Menschen aufgeben. Den Gedanken, dass es sich um ein Weltgericht handle, habe ich wohl oft auch. Aber führt es zur wirklichen Besserung? Gott muss uns umschaffen, anders kann es nicht geschehen. Aber das wäre dann wohl das Reich Gottes, unsere tiefste Sehnsucht.

Die Meinung Gottes ist aber wohl nicht die, dass wir die Last der Welt zu tragen hätten. Denn es wird dadurch nichts anders, nicht im Leben der Völker, wohl aber in unserm eigenen Leben, da aber nicht zum Guten. Denn wir belasten uns nur damit. Wir sind ja beide Mütter; ich habe vier Kinder, und Du bereitest ein Leben vor. Diesen Kindern wünschen wir eine andere Zukunft als die Gegenwart jetzt ist. Wie aber, wenn wir selber ihren Anfang dunkel machen durch unsere Schwermut, durch den

Druck, der uns würgt? Wir dürfen nicht die Last der Gegenwart auf uns nehmen, wenn uns diese Aufgabe gegeben ist, die in die Zukunft hineinreicht.

Eines Tages fragte mich ein Nachbarpfarrer um eine Predigtstellvertretung. Ich sagte zu. Am Samstagabend läutete er nochmals an: es wäre denn noch in der zweiten Gemeinde ein Feldgottesdienst zu halten, der Hauptmann werde mich abholen. So kam ich zu meiner ersten Feldpredigt. Der Hauptmann entpuppte sich als einer meiner liebsten Mitschüler vom Gymi, der mit dabei war, als unser Deutschlehrer mir den Rat gab: «Wählen Sie ja nie einen Beruf, da Sie ein einziges Wort öffentlich sagen müssen.»

Vom Verbot zum Aufgebot

Im Sommer 1941 geschah das Seltsame: die gleiche Behörde, die neun Jahre zuvor meiner Gemeinde das Kirchenvermögen fortgenommen hatte, fragte uns beide, Gian und mich, an, ob wir die neugeschaffene Stelle an den Kantonalen Anstalten übernehmen wollten. Das war nicht ein «Gang nach Canossa» des Regierungsrates, sondern die nüchterne und lobenswerte Überlegung, dass eine Frau den Frauen gute Seelsorgerin sein werde. Ob die andere Überlegung mitspielte, dass ein Pfarrerehepaar den Kanton billiger zu stehen komme als zwei Pfarrer, entzieht sich meiner Kenntnis. Gian erhielt das Ge-

halt eines Landpfarrers und ich einen Monatslohn von 120 Franken, in der Meinung, ich könnte dafür eine Hausangestellte einsetzen. Arbeit aber war wahrhaftig für zwei Pfarrer: Zu dem eben fertig erbauten Kantonsspital das Frauenspital Fontana, die Kliniken Waldhaus und Beverin, das Gefängnis Sennhof und die Korrektionsanstalt Realta.

Da geschah es auch, dass ich zum ersten Mal das erlebte, was sich später noch mehrmals wiederholte und das ich «eine Zeitungsführung» nenne. Als Gian eines morgens nach Chur fahren sollte, trat ich noch ganz kurz vor seiner Abreise ins Schlafzimmer, fand auf der Kommode eine Zeitung liegen, da mir ein Inserat auffiel: Haus in Chur zu verkaufen, in unverbaubarer Lage, 8 Zimmer usw. Als ob es nicht viele ähnliche Inserate gäbe! Aber es war etwas an diesem einen, das mich aufmerksam machte. Lachend reichte ich es meinem Ehekameraden, der eben ins Zimmer trat, um sich zu verabschieden, und sagte: «Hier hat Gott uns schon das Haus gerüsst.» Er traf im Zug mit seinem Vater zusammen. Sie besichtigten das Haus und wurden gleich schlüssig, es zu kaufen.

Am 18. September zogen wir nach Chur in das wunderschöne Haus am Calunaweg. Es wurde uns sechs Jahre Heim und Zuflucht, wenn unsere Herzen schwer geworden waren

ob all den vielen, dunkeln Schicksalen, die uns anvertraut worden sind.

Mit unserer Berufung an die Kantonalen Anstalten wurde die Stellung für den Kirchenrat schwierig. Denn seine Oberbehörde, der Evangelische Regierungsrat, war es nun, der uns in diese Arbeit berufen hatte. Der Kirchenrat fand die salomonische Lösung, es handle sich ja um eine Arbeit hinter geschlossenen Türen. Ein Pfarrer wurde beauftragt, mit uns das «Pflichtenheft» aufzustellen. Er wollte mir die Sakramente vorenthalten. Dessen war ich aber nicht willig. So einigten wir uns auf das Wörtlein «aushilfsweise». Aber wie hätte Gian an einem Sonntag an vier Orten, zum Teil noch entlegenen – ein Auto konnten wir uns nicht leisten – und im Kantonsspital in verschiedenen Einzelzimmern allein Abendmahl austeilten können! Da war ihm meine Beteiligung wahrhaftig eine Hilfe aus einer Überforderung.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Dezember 1942 kam der kleine Christian Josias auf die Welt. Ich hatte bis fast zuletzt mit ihm zusammen in all die Dunkelheiten, denen wir in unserer Arbeit begegneten, hineingehen müssen; und dann war es doch so ein Sonnenkind.

Im Jahre 1944 bat mich die Zeitschrift «Reformierte Schweiz», einen Bericht über meine Arbeit zu schreiben und schickte zu diesem Zweck einen Photographen, der mich durch die



Am Calunaweg.

verschiedenen Anstalten begleitete. Der Bericht gibt ein anschauliches Bild von Freud und Leid, das wir erlebten. Er stand unter dem Titel: «Aus dem Tagebuch einer Anstaltspfarrerin»:

Chur, 21. Februar 1944

Die Sirenen heulen durch die Nacht. Oder ist es schon Morgen? Nein, es ist erst vier Uhr. Welch Geschenk, noch einmal einschlafen zu dürfen! Wir denken einen Augenblick an die Städte in den Ländern ringsum, da die Menschen von der Sirene aufgeschreckt aufstehen und in den Keller flüchten müssen. Wir seufzen, dann schlafen wir auch schon wieder ein. Eine Stunde darauf aber gilt es mir, denn es ist Waschtag – alle vierzehn Tage einmal. Wir haben schon ein gut Stück der Arbeit beiseite geschafft, bis die Kinder rufen und damit der Tag mit seinen übrigen Ansprüchen beginnt. Die beiden Grossen sollen zur Schule, das Kleinste muss gebadet werden, und unterdessen will der Älteste den Augenblick benutzen: das Brüderlein soll während des Badens still sein und Mutter seine lateinischen Sätze abhören. Dann sind sie fort, die beiden kleinen «Maitla» sitzen am Frühstückstisch, und wir stehen wieder am Waschtrog. Meine Gedanken sind weit fort, bei einem Menschen, der heute zu Grabe getragen werden soll. 95 Jahre alt wäre sie im Mai geworden, die gebückte, schmale Frau, mit dem klugen, jungen Gesichtlein. Und nun ist sie in der Heilanstalt gestorben. Vielleicht wird niemand an ihrem Grabe stehen als die vier Träger der Stadt und ich. Was soll ich ihr mitgeben als letztes Wort? Sie war oft freundlich, und oft hat sie über meine Frömmigkeit gescholten. Ich habe so wenig erfahren aus ihrem Leben. Und doch waren es 95 Jahre, und doch hat sie auch einmal einen Hochzeitstag erlebt und mitten in einer grossen Arbeit gestanden. Was ist davon geblieben? Ich weiss nur, dass wir hier im Leben schon so vieles ganz falsch werten, wie ganz anders werden unsere Massstäbe versagen im jenseitigen Leben!

Wir haben sie zu Grabe gelegt, in aller Stille, in Reih und Glied mit denen, die beweint und vermisst werden. Drobend in der Stadt haben die

Glocken geläutet, und sie läuten noch, da wir schon wieder vom Grab weggehen. Das kleine Geleite zerstreut sich, und ich wandere hinaus zu dem grossen neuen Bau, der so viel Schmerzen und so viel Kummer beherbergt. Auf meinem Plan steht heute die chirurgische Frauend部lung des Kantonsspitals. Ich stehe vor der ersten Türe, die zwei neue Namen trägt. Darum zögere ich einen Augenblick: wer bin ich denn, dass ich diesen Frauen soll Seelsorgerin sein! In dem hellen, modernen Zimmer liegen ein junges Mädchen, das auf einer Skitour ein Bein gebrochen, und eine ältere Frau, die vielleicht, vielleicht – o sie hofft sehr – nicht operiert werden muss. Es gilt, der einen, der jungen davon zu sagen, dass auch Wochen, die im Spital zugebracht werden, nicht sinnlos sind, dass es überhaupt nichts Sinnloses gibt im Leben, sobald wir anfangen überall nach diesem Sinn zu fragen, uns zu allem positiv zu stellen. Der andern gilt es, das Vertrauen in den Arzt zu stärken: er wird nicht operieren, wenn es nicht nötig ist, und dann wird er es recht machen.

Im nächsten Zimmer finde ich die Frau, die langsam, fast unmerklich die Wandlung durchmacht, die so unmöglich schien. Vor vielen Monaten war sie in eine unserer Heilanstalten eingeliefert worden. Der Fall hiess: Selbstmordversuch wegen schwieriger Familienverhältnisse. Sie klammerte sich sofort an mich. Nach und nach fange ich an zu verstehen. Dieses Schicksal ist wie unser aller Schicksal das Spiegelbild unseres Eigensinns, unserer selbstgesuchten Wege. Sie hat sich den Mann ertrotzt, den ihre Eltern nicht wollten, und ist enttäuscht worden. Aus dem Schiffbruch ihrer Ehe rettet sie einen Sohn. Ihren zweiten Mann hat sie sich wieder ertrotzt, und er wird durch einen Unfall gelähmt. Dann geht der Sohn seine eigenen Wege. Als sie ihn nicht zurückholen kann, will sie dem Leben selber den Trotz ansagen. In dieser ganz verkrampften Haltung habe ich sie angetroffen. Wenn ich all die Monate zurückschau, die wir nun miteinander durchgerungen haben, kann ich nur froh und dankbar sein. Ist das dieselbe Frau, die jetzt so heiter und frohgemut im Bett liegt? Aber es ist nun wohl auch deutlich, warum sie immer und immer wieder nicht gesund

werden konnte. Sie musste zuerst lernen, ihren Trotz daran zu geben. Wie viele Wege durch Mahnen, Spotten, Trösten und Tränen und nicht zuletzt durch das gemeinsame Gebet haben wir gehen müssen, bis sie das lange Krankenlager in Geduld annehmen konnte. Auch an diesem Bett war ich froh, eine Frau zu sein und die andere Frau einfach in die Arme nehmen zu können.

Im nächsten Zimmer – welch ein Gegensatz – eine junge, mondäne Frau. Wird mein Besuch ihr irgend etwas bedeuten können? Sie hat ein modernes Buch in der Hand, und wir sprechen über verschiedene Neuerscheinungen. Die Bücher, die wir einst geliebt, werden nicht mehr gelesen: wie schnell geht doch auch das vorüber. Schon während des Gesprächs überlege ich die Frage: «Kann ich an diesem Bett wie bis jetzt in allen Zimmern etwas lesen und beten?» Aber ich weiss es aus Erfahrung: ich kann es nicht oder nur selten zum voraus wissen. Ich denke an jene alte Frau, die mir auf meine Frage, ob ich ihr einen Psalm lesen dürfe, antwortete: «Oh nein, ich habe in meinem Leben noch nie etwas Unrechtes getan.» Ich musste ihr dann natürlich sagen: «Ja, dann sind Sie viel weiter als ich, denn mir passiert es jeden Tag, dass ich etwas falsch mache.» Sie erzählte mir dann noch, dass sie mit ihrer Schwiegertochter zusammen wohne. Da es anzunehmen ist, dass dies nie ohne Schwierigkeiten abläuft, fragte ich sie danach, in der Hoffnung, vielleicht hier ein Türlein aus dieser Selbstgefälligkeit heraus zu finden. «Oh, das geht sehr gut. Wir machen einfach immer das, was ich will.» Da war nun wohl weiter nichts auszurichten. Aber ich dachte auch an verschiedene moderne Frauen, die mir mit Tränen für das Gebet gedankt. Und ich weiss, ich bin gar nicht gefragt, ob die Botschaft wohl aufgenommen wird oder nicht.

Chur, 22. Februar 1944

Der Zug fährt um 10 Uhr und ist kurz vor 11 Uhr in Rodels-Realta. Realta ist eine grosse Doppelanstalt: das ältere Gebäude der Korrektion und das neuere der psychiatrischen Klinik liegen etwa fünf Minuten von einander entfernt. Sie stehen unter gleicher Direktion eines Ner-

venarztes und unter gleicher Verwaltung. Was hat dieser Name Realta nicht schon an Herzleid, auch an Verachtung in sich getragen im ganzen Kanton, auch da und dort in der übrigen Schweiz. Und doch, es ist, wie es halt nicht viel anders sein kann. Was an Üblem da ist, das kommt doch von den Insassen selber. Wieviel gute Wünsche, wieviel guter neuer Wille ist schon an diesem Realta gescheitert! Ich wandle zuerst das schnurgerade lange Strässlein zur Korrektion hinüber. Mein Herz ist schwer, meine Gedanken sind bei den Frauen und Mädchen, zu denen ich nun kommen und mit denen zusammen ich dann essen werde. Wie wird es heute sein? Ich denke an jede einzelne und seufze für sie. Warum darf ich ein so ganz, ganz anderes Leben erfahren als sie? Und wie könnte ich die Brücke finden von mir zu ihnen? Wie waren sie doch so dankbar, als ich zum ersten Mal kam und doch, wie logen sie! Dann sagte ich ihnen, dass das ja keinen Sinn habe, denn ich erfahre es ja doch, und es erschwere uns nur den Weg zueinander. Wir gehörten ja doch zusammen und hätten jedes eine Last zu tragen: sie, die einen haben mit dem Trinken, die andern mit einem unguten Verhältnis zu den Männern und ich mit sonst etwas zu tun. Das hat mir wohl ihr Vertrauen gegeben, aber wir wissen uns im Tiefsten verschieden: sie wollen ihr Leben nicht anders, sie wollen nur eins: sobald als möglich fort von hier und wieder den Weg gehen, für den sie sich entschieden. Und ich möchte ihnen doch sagen von dem, was uns Menschen allein glücklich machen kann. Aber so viel spüren sie aus all dem, was ich ihnen sage oder vorlese, deutlich genug heraus, dass dies für sie ein Verzicht bedeutet, ein Verzicht auf das, was sie Glück nennen. Und warum sollen sie nicht? Ja, warum nicht! Die «draussen» leben ja so viele auch so.

Wir sitzen miteinander an dem langen Tisch, sie haben alle einen Blechteller und einen Blechlöffel, aber das Essen ist gut. Das Gespräch der Mädchen dreht sich heute wieder um das eine: wann können wir gehen, vielleicht bald. Ich wünsche ihnen: «Ach, dass ihr dann draussen den Weg finden könntet und nicht wieder kommen müsstet!» Ihrer zwei lachen: «Das soll uns

nicht passieren, dass wir wieder erwischt werden.» Eine Dritte schaut zornig zu uns herüber: «Meinetwegen würde es doch Krieg im Land geben und alles drunter und drüber gehen, dann kämen wir doch aus dieser Bude heraus!» Aber den einen Schlüssel zur Freiheit: ein ordentliches Leben führen, diesen einen Schlüssel wollen sie nicht benutzen. Und wenn sie auch dann und wann einmal von einer Umkehr sprechen, eine Viertelstunde darauf ist alles in alle Winde verblasen. Und ich weiss es wohl, dass alle Zuspache vom Boden der Moral aus sie vielleicht für einen Augenblick zu begeistern, aber nicht zu tragen vermag. Es gibt da nur eine Hilfe: die vollkommene Auslieferung an Christus.

Meiner wartet noch eine andere Aufgabe, und ich wandere hinüber zum Asyl. Beim Portier hole ich den Schlüssel, tausche ein Scherzwort mit ihm und suche zuerst die Pflegeabteilung auf. Es sind meist pflegebedürftige, alte Frauen und frisch eingelieferte Fälle, die einer Kur unterzogen werden, Schlaf-, Schock- oder Insulinkur. Die Patienten klagen etwa darüber, aber es hilft doch da und dort. Welche Freude ist es für uns alle, wenn eine Frau, die zuvor so geplagt war, als ein ganz anderer Mensch entlassen werden und heimkehren kann. Einige der alten Frauen sind betlägrig: sie warten aufs Sterben. Manchmal können wir auch miteinander davon sprechen, und dann ist es gut und still um uns und in uns. In einem Einzelzimmer finde ich eine Frau: Mutter von vier Kindern, die der Schmerz verfallen ist. Ich versuche all das, was mir Freude, Halt und Zuversicht gibt in meinem Leben in das ihre hinüberzuschütten. Aber das ist schwer, so dass ich manchmal verzage und mich dann halte an den Satz aus dem Brief einer Heimgekehrten: «Den Sonnenstrahl, den Sie mir damals in meinem Zimmer gezeigt, habe ich nicht wieder vergessen.»

Drüben in der Nähstube lese ich eine Geschichte, auf die sich alle freuen. Dieses oder jenes spricht noch allein mit mir. Auch hier wiederholt sich die Bitte: «Helfen Sie mir hinaus in die Freiheit.» Dann aber geht es von Abteilung zu Abteilung immer mehr in die Dunkelheit.

Immer erloschener und der Welt ferner blicken die Augen der Frauen. Es ist da viel Elend und Verirrung beisammen. Der Beruf der Irrenpflegerin ist sicher etwas vom Schwersten. In der Zellenstube sitzen sie an zwei langen Tischen, vier Reihen von Frauen, die zum Teil doch viele Jahre draussen im Leben gestanden, Mann und Kinder gehabt haben. Jetzt sitzen sie tagaus, tagein am gleichen Platz, abwesend, stumpf oder beschäftigt mit ihren Wahnideen. Einige wenige können noch stricken oder Lumpen zupfen. Es ist seltsam: fast vor jeder einzelnen von ihnen würden wir uns draussen fürchten, nun aber, das so viele beieinander sind, fürchten wir uns gar nicht. Wir gehören zu ihnen, lieben sie und hören uns all ihre Klagen an.

Am Abend fährt mein Zug wieder in Chur ein. Müde und doch voll fröhlicher Erwartung trete ich den Heimweg an. Ich freue mich so auf mein Zuhause, das ich wohl versorgt weiss von meiner guten und treuen Haushälterin, die nun schon fünf Jahre bei uns ist und ohne die ich mir meine Arbeit gar nicht denken könnte. Ich freue mich auf die Kinder, die sich bei meinem Kommen mit einem wahren Indianergeheul auf mich stürzen werden und vor allem auf meinen Ehegefährten, der heute seine Besuche im Gefängnis gemacht. Aber zunächst freuen wir uns beide einfach, wieder bei einander zu sein. Zuerst werden die Kleinen zu Bett gebracht, während ihre Mäulchen unaufhörlich laufen und sie dann noch eine Weile ausgezogen um den Tisch herum tanzen dürfen, wobei das Allerkleinste auf seinen wackligen Beinchen beständig in Gefahr ist, überrannt zu werden. Und ich schaue zu und freue mich ihrer. Dann werde ich mit den beiden Grossen am Stubentisch sitzen – wir haben uns schon den ganzen Tag darauf gefreut. Jedes, auch der Bub, wird ein Stück weiterstrikken, und wir werden weiterlesen, wie es Bambi, dem Reh oder auch Gotthelfs Uli dem Knecht ergangen ist. Dann beschliessen wir den Abend mit dem Bibellesebund. Sie haben noch ein paar Fragen, und der unvermeidliche Rückzug ist da. Dann werden wir beide, mein Ehekamerad und ich, noch etwas Zeit haben zum Austausch dessen, was uns freut, dessen, was uns Kummer macht.

Chur, 23. Februar 1944

Von den Türmen der Stadt hat es soeben 10 Uhr geschlagen, wie die Türe des Gefängnisses und Zuchthaus sich hinter mir schliesst. Aber es sind hier immer viel weniger Frauen als Männer, die ihre Strafe verbüßen. Ihrer zwei werde ich heute antreffen. Die eine, die schon monate lang da ist, lässt mich teilhaben an all ihren Familiensorgen, an ein gut Stück ihrer Schuld; aber ich muss es auch annehmen, dass es bestimmte Dinge gibt, die sie nicht preisgeben will, und dass ich auch nie weiss, wieweit ihre Annahme der Botschaft Christi ehrlich ist oder nicht. Vielleicht weiss sie es selber nicht immer. Ich muss da sehr oft säen auf Hoffnung hin und das Gedeihen dem übergeben, der Regen und Sonne auf alles Ackerfeld spendet.

Mit der andern aber, die erst seit ein paar Tagen eingeliefert ist, gilt es, zuerst die Verbindung herzustellen. Und sie singt schon das erste Mal das alte Lied, das sie alle singen: Sie ist ganz unbegreiflicherweise in diese Sache hineingeraten: hingen da an einem Waschseil ein paar Socken, die hat sie halt mitgenommen, sie weiss eigentlich nicht warum. Und nun muss sie dafür einen Monat absitzen. Ich frage vorsichtig, ob sie denn das erste Mal hier sei. «Ach nein», gibt sie zu, dann besinnt sie sich lange. «Das letzte Mal, das war vor etlichen Jahren, da wurde Werkzeug vermisst, aber das fanden sie nicht, und ich hatte es auch nicht.» Auf meine weitere Frage antwortet sie: «Nein, ich war noch ein anderes Mal da.» Und wieder zögert sie lange. «Ja, da fehlte ein Koffer, aber sie fanden ihn nicht, und ich hatte ihn auch nicht.» Eines Tages, da ich wieder mit ihr zusammensitze, bringt die Frau Verwalter ein Körblein Sachen, die die Frau selbst noch im Gefängnis zusammengestohlen. Ich bin ein wenig bestürzt über die Aussichtslosigkeit meiner Bemühungen. Da ich weiss, dass sie Grossmutter ist, frage ich sie: «Was sagt denn auch Ihre Familie zu so einer Grossmutter?» Sie antwortet ungerührt: «Oh, etwas hat man in jeder Familie.»

So sind sie das erste Mal fast immer, nach und nach aber sehen wir hinein in Schicksale mit viel Dunkel und Ratlosigkeit, deren Fäden oft eng



Tür zur Gefängniskapelle.

verschlungen sind mit Männern und Frauen der «besseren Gesellschaft». Es sind nicht immer die im Gefängnis, die die grössere Schuld tragen.

Dann bleibt mir noch eine Spanne Zeit, um mit der Frau Verwalter zusammen weiter in einem angefangenen Buch zu lesen. Sie hat immer Fragen, die sofort in die Tiefe führen. Die Gemeinschaft mit ihr, auch die gemeinsame Fürbitte, ist für mich von unschätzbarem Wert. In dieser Frau besitzt das Gefängnis eine Kraft, die nicht mit Gold aufgewogen werden kann.

Chur, 24. Februar 1944

Die Abendglocken sind längst verklungen. Die letzten Fenster im Frauenspital werden verdunkelt, dann eilen die Schwestern in den Tagraum, jenen prächtigen, ehrwürdigen Raum, wo auch die Taufen stattfinden. Ich habe einen letzten Blick über die verschneite, erleuchtete Stadt

geworfen, die zu Füssen des Spitals liegt, steige die Treppe hinauf und finde die Schwestern schon vollzählig um den langen Tisch versammelt. Wir singen und sitzen dann in Frag und Antwort über einen Bibelabschnitt zusammen. Sie sind oft müde, diese tapferen Schwestern, von des Tages Anspruch, und ich muss mir Mühe geben, lebendig und frisch zu sein. Aber sie sind für jede anregende und frohe Auslegung dankbar und freuen sich auch über ein Scherzwort. Die kleine und von allen geliebte Oberschwester steht neben mir, wie die Schwestern eine nach der andern Gutnacht wünschen, und ich beobachte heimlich, ob der etwas ängstliche Zug in der Oberschwester Gesicht heute auch da sei. Sie hat sich in ihrer jahrelangen Arbeit an unserem Frauenspital durch vieles hindurchringen müssen, das manchmal fast über ihre Kraft gegangen, bis sie das geworden, was sie heute ist. Und wer ihr gegenübertritt, fühlt in sich die Möglichkeit zu Gute und Liebem.

Chur, 25. Februar 1944

Etwas ausserhalb der Stadt steht das schöne, gepflegte Gebäude, das den Namen Waldhaus trägt und schon so viel Leid beherbergt hat, das Leid, dem der Mensch in den meisten Fällen doch immer noch ratlos gegenübersteht. Es ist die ältere «Irrenanstalt» unseres Kantons. Sie birgt mehr ältere, hoffnungslose Fälle als Realta. Ich nehme auch hier den gleichen Gang vor, wie am andern Ort. In der besten Abteilung gibt es Tage, da ein uneingeweihter Besuch an eine gewöhnliche Nähstube denken und vor allem die Frauen bewundern würde, die es so gut verstehen, aus den verlöchertsten Männerhosen wieder ein tragbares Kleidungsstück zu machen. Dann aber gibt es Tage, da man es schon spürt, sobald man über die Schwelle der Nähstube tritt, dass da ein unguter Geist weht. Mit mürrischen Gesichtern sitzen sie da, und es gilt viele Klagen anzuhören. Dann sitzen sie rings um mich, und ich lese ihnen eine Geschichte vor, die ihre Gedanken auf Anderes, Besseres lenkt. Auch in der andern Stube, es ist wieder eine helle, freundliche Flick- und Strickstube, kann ich noch etwas vorlesen, manchmal

einen Psalm und ein Gebet oder ein Lied. Dann aber geht es immer tiefer in die Dunkelheit.

Noch drei Tagebuchberichte aus der Churerzeit:

Gestern wurde ich ins Kantonsspital gerufen zu einer Frau, die am Morgen in einem Anfall von Schmerzen Salzsäure getrunken hatte und nicht mehr zu retten war. Nie werde ich dieses Sterben vergessen. Eine junge Frau, erst 33 Jahre alt, eine schöne Frau, mit wunderbaren dunklen Augen, krausem schwarzem Haar, schön gewachsen, geliebt von Mann und Kind. «Es ist niemand schuld, mein Mann war immer, immer lieb zu mir», das waren ihre ersten Worte. Sie war ganz gelöst vom Leben, es war keine Reue über ihre Tat da, nichts vom Willen, ins Leben zurückzukehren. Nur die Schuld ihrer Tat lag auf ihr, das Verlangen nach Vergebung. Sie litt furchtbare Schmerzen und quälenden Durst und konnte nicht mehr trinken. Ich nahm sie in meine Arme. So beteten wir, bald sie, bald ich; sprachen wir, bald sie, bald ich. Meine Tränen hinderten mich oft am Sprechen. Sie weinte nicht. Sie freute sich zu gehen. Was ich zur Gruppenzeit gelernt, das kam mir auch hier zugute: ich sprach ihr die Vergebung zu, und völliger Friede kam über sie. Sie betete darum, dass ihr Mann eine andere Frau finden möchte, ihr Kind eine andere Mutter, die nur lieb zu ihnen wäre. Es war ein Sterben im Gebet, in der Hingabe, in der Liebe, getragen von einem grossen Frieden. Wer diesen Menschen so sah, der konnte es nicht fassen, dass es in seinem Leben solche Augenblicke gegeben, da er so der Dunkelheit wehrlos verfallen gewesen.

Ihre Schmerzen nahmen zu. Der Arzt musste ihr Morphin geben. Abends starb sie, ohne noch einmal erwacht zu sein.

Chur, 9. Januar 1942

Ich ging den verschneiten weg vom Bahnhof Rodels dem Asyl Realta zu. Langsam wurde mein Schritt, das Bangen war wieder da. Der Organist in Realta, ein Lehrer, der wegen Epilepsie da war, hatte am Sonntag gestreikt, weil er mich ablehnte. Nun war es auch hier so, das

alte Lied, dass immer wieder dieser oder jener mich ablehnte, weil ich eine Frau bin. Warum ging ich nach Realta, was sollte ich da? Die vielen geisteskranken Frauen, die Korrektionellen. Was konnte ich da tun! Es blieb mir nur das Eine: gehorsam zu sein.

Ich ging von Abteilung zu Abteilung, überall durfte ich spüren, dass sie mich lieb hatten. Ich kam immer mehr in die Dunkelheit, immer erloschener und der Welt ferner blickten die Augen der Frauen. Dann stand ich vor der Abteilung der Zellen. Wie viele arme Wesen würden heute wohl eingesperrt sein? Die Pflegerin begleitete mich von Zelle zu Zelle. Ihrer vier waren es: ein wirres Antlitz – ein Menschenkind nur in Stroh, ohne Kleidung – ein aus verlorenen Tiefen fragendes Angesicht – und die Vierte im Hemd am Boden kniend. Sie stieg auf ihren Strohsack, deckte sich mit ihrer Steppdecke, ich sprach ein paar Worte zu ihr, dann bat sie kurz: «Bet mit mir!»

Als wir aus den Zellen traten, sagte die Pflegerin: «Es geht seit einiger Zeit so viel besser, ich weiss nicht, ob man es sagen darf, aber wir meinen, seit Sie da sind.» Dann bat sie mich noch zu einer bestimmten Patientin. Auch diese sagte: «Sie können helfen. Fräulein V. ist nur durch Sie so schnell besser geworden. Sie haben eine Kraft.» Ich erinnerte mich an Fräulein V., die im Dauerbad und dann isoliert gewesen, die mich sehr geliebt und mit der ich gebetet. Aber nicht mir war es zuzuschreiben, dass sie nun ins vordere Haus versetzt worden, auch nicht, dass da und dort in den Zellen eine Besserung spürbar wurde. Die Kraft des Gebetes hatte gerade bei diesen Ärmsten der Armen geholfen und sich als Macht erwiesen.

Auch Gian hatte heute im Gefängnis so viel erlebt. Die Gefangenen hatten sich ihm anvertraut. Er sah hinein in Grauen und Verlorenheit und doch wieder in das Suchen Jesu Christi nach dem Menschen, ein Erleben, das uns fast unfassbar war.

Chur, 13. Juli 1944

Nach dem Essen sitze ich am Schreibtisch und bin daran, eine besondere Liturgie für das

Spitalabendmahl auszuarbeiten, als ein alarmierender Telephonanruf der Abwärtsfrau des Krematoriums kommt: im Krematorium warten die Leute schon eine halbe Stunde, und kein Pfarrer sei da. Warum niemand komme? (Der Zivilstandsbeamte war krank, und sein Vertreter hatte vergessen, uns zu benachrichtigen) – «Mein Mann ist im Fontana», gab ich zur Antwort, «aber ich werde sofort kommen.» «So kommen in Gottesnamen Sie!» «Aber, wer ist denn gestorben?» «Das weiss ich nicht. Ich schicke Ihnen ein Taxi.» «Dann schicken Sie aber auch einen der Verwandten mit, damit er mir sagen kann, wer der Verstorbene ist.» Inzwischen kleide ich mich in fliegender Eile in Schwarz und überlege mir die Liturgie, dann steht das Taxi da. Und jetzt weiss ich: nun kann nur das Wort der Abwärtsfrau sich in einem andern Sinn erfüllen: nun muss ich in Gottes Namen gehen. Sobald ich auf der Kanzel stehe, bin ich ganz ruhig: es muss recht werden. Während des Vorspiels numeriere ich die Liturgie. Und dann geht alles gut: die Liturgie, die Ansprache und auch der besagte Moment, da ich auf den Knopf drücke und dann der Sarg verschwindet. Aber eines gelingt mir nicht, mit der Trauerversammlung mitzufühlen. Als dann Gian abends aus dem Fontana kam, bemerkte er zu meiner Berichterstattung: «Weisst Du, wer das war? Jener Gestapo-Agent aus Deutschland, der von Arosa ins Churer Kantonsspital gekommen! Die Trauergemeinde war die deutsche Kolonie.» Dieses hatte ich also heute die Grabrede gehalten und davon gesprochen, dass Gott andere Grenzen ziehe als wir Menschen.

Chur, 27. Februar 1944

Der Wecker geht ab, es ist halb sechs Uhr morgens, Sonntag. Das Eine von uns muss nach Realta, um dort zu predigen. Zu gleicher Zeit, da wir in der einen, schönen Kapelle den Gottesdienst halten, liest der katholische Pfarrer drüben in der andern, ebenso schmucken Kapelle die Messe. Beides ein Tun des Menschen zu Ehren des gleichen Gottes! Und vielleicht ist er ja doch so ganz, ganz anders, als wir ihn zu fassen und in Worten auszudrücken vermögen!

Nachher gilt es, den Zug zu erreichen, der um 10 Uhr in Chur anlangt, um dann im Turnsaal des Kantonsspitals noch einmal das Wort zu verkünden. Das vor drei Jahren erbaute Spital ist ein Zeichen unserer «vorurteilsfreien» Zeit. Einen Raum für den Gottesdienst zu erbauen, wurde vergessen, aber wenn wir den schmalen Gang, der zum Tunnel führt, durchschreiten, sind dort die Badkabinen wohl eine an die andere gereiht; aber zwischen der Nummer 12 und 14 fehlt die Zahl 13. Die Kranken achten sich dessen nicht. Sie sind zu Fuss und auch in Betten gekommen. Wir versuchen, durch unsere Predigt einen Wall aufzurichten gegen alle Knechtschaft, auch die Knechtschaft des Aberglaubens, und allein Jesus Christus als den Herrn zu preisen.

Unterdessen hat das Andere von uns im Waldhaus begonnen und im Gefängnis die Botschaft weitergetragen. Durch eine mit schweren Eisenriegeln kunstvoll beschlagene Türe treten wir in eine seltsame kleine Kapelle, deren Wände marmorimitiert angemalt sind. Ein Weihräuchlein hängt noch im Raum und mahnt an die Messe, die eben hier gelesen worden ist. Das einzige Schöne an dieser Kapelle ist ein Heiligenbild, da Maria mit ihrem Kind auf dem Arm, getragen von einer Mondsichel, sich fein und zart von einem blauen Himmel abhebt. Die Gefangenen kommen einer um den andern. Wir reichen ihnen die Hand, der eine oder andere schaut uns verwundert an. Dann aber ist es gut, diesen erwartungsvollen Gesichtern gegenüber die Botschaft von der einzigen Hilfe und Rettung zu sagen. Denn sie kennen die Voraussetzung dazu: den gestrauchelten Menschen. Und sie ahnen etwas von der Aussichtslosigkeit alles menschlichen Selberwollens.

Nach dem Gottesdienst bleibt oft noch einer zurück, um mit uns zu sprechen. Einer unter ihnen hatte zwar eine Familie, war aber in ein Verhältnis mit einer andern Frau hineingeraten. Deswegen kommt man ja nicht ins Gefängnis, wohl aber, wenn man dann mehr Geld braucht, als man selber hat. Nun erwartete er, dass wir ihm sagen würden, er müsse zu seiner Frau zurückkehren. Es war uns ganz deutlich, dass wir das nicht tun sollen. Aber er sprach immer wie-

der davon und verschwore sich, nicht zu seiner Frau zurückzukehren, denn auch sie sei schuld, dass es so weit gekommen.

Eines Sonntags, als wir wieder mit einander sprachen, das heißt er sprach, und ich hörte zu, wurde es mir deutlich, was ich ihm sagen solle. «Sie waren bis jetzt ein Abenteurer der Frauen, aber es gäbe etwas viel Interessanteres: nämlich ein Abenteurer Gottes zu sein.» Er stutzte und schwieg, denn er wusste wohl, was ich sagen wollte. Vierzehn Tage darauf wurde er entlassen. Einige Wochen später kam ein Brief von ihm: «Ich bin zu meiner Frau zurückgekehrt und ein Abenteurer Gottes geworden.» Viele Jahre später traf ich ihn, als er zusammen mit seiner Frau in einem andern Kanton bei mir in der Predigt gesessen! Ich freute mich.

Heruntergekommene Bündner

Im Herbst 1944 verlässt uns unsere Haushälterin, um Diakonissin zu werden. Auf mein Rücktrittsgesuch an den Regierungsrat bittet er mich, doch noch zu bleiben. Ich versuche es den Winter über mit einer kleinen Hilfe. Dann bin ich am Ende meiner Kraft. Die Erkrankung zweier Kinder zeigt uns deutlich, dass Gott mich eine Zeitlang wieder aus dem Amt nehmen will. Auf die Eingabe des Hausvaters von Realta, der sich der Direktor vom Beverin und der Verwalter vom Sennhof anschliessen, wird im Herbst 1945 wieder eine Frau gewählt.

Am 11. März 1946 gesellt sich Gaudenz Curdin als Sechster zu seinen Geschwistern. Im Frühling 1947 wurde auch mein Ehekamerad aus seiner Arbeit in Chur gelöst und folgte einem Ruf nach Kilchberg. Auch hier war Gottes führende Hand deutlich erkennbar. Im Mai zogen wir in das grosse und schöne Landpfarrhaus nahe der Stadt Zürich. In dieser reichen und schönen Gemeinde begegneten wir viel Liebe und Entgegenkommen. In den ersten Wochen litten wir zwar alle an Heimweh, wurden aber überwunden von der Liebe, die wir erfahren durften.

Dieses Glück wurde aber bald überschattet von den Schwierigkeiten, die der Amtskollege uns bereitete. Er war nicht gegen die Theologin



Familienbild zur Konfirmation.

an sich, aber gegen die in seiner Gemeinde. So erklärte er: «Ich will nicht, dass das Ackerfeld Caprez mehr bearbeitet wird als mein Ackerfeld.» Er verwehrte mir selbst die Vorbereitung der Sonntagsschullehrerinnen: «Denn ich will nicht, dass Frau Pfarrer Caprez überhaupt in Erscheinung tritt.»

Am 23. Oktober schrieb ich die kurze Eintragung:

Ich hätte nie gedacht, dass es für mich so schwer werden könnte – einem brennenden Feuer gleich – nicht predigen zu dürfen. Aber Johannes 3. 27 tröstet mich:

«Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.» – Die Haltung des Kollegen hatte zur Folge, dass ich frei wurde für die Mütterarbeit und immer wieder für Vorträge und Predigtstellvertretungen im ganzen Kanton Zürich und darüber hinaus gerufen wurde.

Im Sommer 1948 heisst eine Eintragung im Tagebuch:

Noch zwei Ferientage, dann werden wir wieder alle in Kilchberg sein. Ich freue mich darauf. Auf alles. Auf unsere Kinderschar, auf die Arbeit im Haus, am allermeisten aber auf meinen Liebsten. Unsere Liebe wird immer reicher, reifer und grösser. Ich meine oft, nun könne es so

nicht mehr weiter gehen. Es sei zu reich und zu schön für zwei Menschen auf Erden. Wir sind nur mehr Eines: im Glauben, im Gebet, in unseren Lebensgewohnheiten, in unserer Liebe, es ist alles zu einer grossen Harmonie geworden. Ich kann nur danken und danken.

Ich habe immer mehr gesehen, wie sehr mein Geliebter meiner bedarf, auch in der Arbeit, in der gemeinsamen Vorbereitung. Fast in jedem Gottesdienst, den er gehalten, waren wir beide da, sei es in der Predigt, da er mich um meine Meinung gefragt, sei es, dass ich ein Gebet oder die Taufliturgie verfasst. Ja, als er die Unser-Vater-Predigten durchnahm, die wir gemeinsam am Heinzenberg gehalten, da wussten wir beide nicht mehr, welche er und welche ich geschrieben. Ich fing an zu verstehen, dass ich versuchen müsste, ihm Kraft zu geben und immer wieder zu geben und dass ich so sein müsste, dass ich ihm keine Kraft nehme. Und das Merkwürdige geschah, dass ich darob immer glücklicher wurde. Ich dachte, dass Gottes Wille uns so sehe: gemeinsam in der Vorbereitung, aber unser gemeinsames Werk von Gian nach aussen getragen.

Auf eine Rundfrage «Wie fühlen Sie sich als Nur-Hausfrau?» antwortete ich:

Als ich vor 10 Jahren das Pfarramt an den Anstalten meines Heimatkantons aufgab, fragte

mich einige Wochen später der katholische Pfarrer, der mit mir zusammen seinen Teil unserer «Herde weidete»: «Und nun, wie gefällt es Ihnen ohne Amt, nur auf Kinder und Haushalt beschränkt?» Ich antwortete: «Nun predige ich zu Hause, und es nützt auch nichts.»

Diese Frage ist es eigentlich, die mich bei meinem steten Wechsel zwischen dem Pfarrerinnenberuf und dem Nur-Hausfrauenberuf umtrieb: «Was nützt es eigentlich», das heisst «was hat im Grunde einen Sinn»? Und ich habe nun – im Jahre meiner silbernen Hochzeit – die Meinung, dass der Hausfrauenberuf schwieriger, aber auch schöner ist, als alle andern Berufe. Welch anderer Beruf ist so reichhaltig!

Des Morgens schlage ich die Betten der Kinder auf. Die Wärme ihres kleinen Körpers, die Wärme ihres Schlafes ist noch darin. Sie sind hierhin und dorthin von mir weggegangen, aber von ihrer Wärme haben sie mir zurückgelassen. Und ich freue mich darüber. Menschliches Leben, das unterwegs ist auf dieser Erde, ist mir anvertraut, es zu hegen und zu pflegen. Was Grösseres könnte mir geschenkt sein!

Ich stehe in der Küche und bereite das Mittagessen für meine grosse Familie. Auf dem Tisch liegen die Zutaten: Reis, Lauch und Tomaten. Und plötzlich weiss ich es: welch ein Reichtum und welche Schönheit ist in meine Hände gegeben. Dieses starke Grün, dieses leuchtende Rot und der weisse Reis, dies alles darf ich nun zuerst einmal ansehen und mich daran freuen und dann zu einem Essen bereiten, das meinen Lieben Kraft und Leben gibt.

Dann kommen sie nach Hause und rufen nach mir. Dieser Ruf: «Mami» hängt nun eine Zeitlang in der Luft bis alle wieder fort sind. Nun sitze ich an der Maschine und nehme Stück für Stück aus dem grossen Flickkorb. Es ist nur ihr Gewand, das noch bei mir ist. Aber dass ich es wieder instand stellen darf in seiner Zweckmässigkeit, aber auch in seinem Hübschsein, das gibt mir Freude.

Und nachts gehe ich noch einmal von Bett zu Bett. All das Fragen und Rufen, auch das Spielen und Streiten, das Fröhlich- und Traurigsein

ist zur Ruhe gelangt. Ich sehe ihre Gelöstheit im Schlaf und danke, dass ich sie haben darf, dass ich sie hegen und hüten darf. Woher und warum und für was sollte ich da Minderwertigkeitsgefühle haben, dass ich eine Hausfrau bin? Es geht nicht darum, dass ich etwas anderes, Danebenliegendes suche, sondern, dass ich all das entdecke und mich darüber zu freuen verstehe, was darin liegt, Hausfrau, Ehekameradin und Mutter zu sein.

Im Jahre 1958 wurde uns von meiner Mutter das Haus meines Grossvaters in Furna übertragen. Wir bauten es ein Jahr später um zu unserm Alterssitz, obschon Furna noch ohne elektrischen Strom war.

Gott verfuhr mit seinen Führungen auch etwa humorvoll mit uns: Unsere Älteste hatte einen Tierarzt im Thurgau geheiratet, obschon sie einmal sagte: «Ich heirate nur einen Bündner und nur einen, der droben bleibt.» Sie wollten ihr zweites Kind durch mich in Pfyn taufen lassen. Der Thurgau war aber immer noch ein Kanton, da die Theologin nicht amten durfte. Darum wurde ihr Gesuch vom Regierungsrat abgelehnt. Zu gleicher Zeit aber erging die Anfrage an mich, ob ich im Thurgau an den grossen Bäuerinnentagungen die Vorträge halten würde. So kam es, dass ich fast auf den Tag genau, zwar nicht als Pfarrerin auf der Kanzel in Pfyn stehen durfte, aber als Referentin auf den Kanzeln in den weit grösseren Kirchen von Frauenfeld und Weinfelden.

Im Januar 1964 aber wurde auch das möglich: ich durfte in Pfyn die Predigt und die Taufe des dritten Enkelkindes halten. Vorausgegangen war freilich die Annahme des kirchlichen Frauenstimmrechtes im Kanton Zürich am 7. Juni und darauf folgend am 17. November 1963 im Grossmünster die Ordination der Theologinnen, die einmal an der Zürcher Fakultät abgeschlossen hatten. Wir waren unser zwölf, die Zahl der Apostel! Meine viereinhalbjährige Enkelin aus Pfyn sass mit dabei im Festgottesdienst. Der Kirchengeschichtler, Professor Blanke, stellte erfreut fest: «Das ist ein Novum in der Kirchengeschichte, dass eine Grossmutter ordiniert wird.»



Ordination im Grossmünster.

An den Quellen des Rheins

Beinahe 20 Jahre waren wir nun schon in Kilchberg, unsere Kinder flügge geworden und in aller Welt zerstreut. Noch gut vier Jahre bis zur Pensionierung von Gian. Da geschah es, dass die ersten Fäden zum Rheinwald geknüpft wurden: Marie Speiser, eine pensionierte Basler Theologin, versah während der Sommermonate die beiden schon zwei Jahre verwaisteten Gemeinden Nufenen und Hinterrhein. Sufers, Splügen und Medels waren schon drei Jahre ohne Pfarrer. Der Baslerin Anliegen, eine Lösung zu finden, machte sie erfinderisch: was lag näher als der Gedanke an uns beide, die wir Bündner waren und jedes ein Pfarramt übernehmen konnten. Die Voraussetzung dafür war nun gegeben: am 14. Februar 1965 hatte sich das evangelische Bündnervolk für die Zulassung der Frau zum Pfarramt entschieden. Zulassung ohne jede Einschränkung. Interessant ist der Vergleich mit der Volksabstimmung von 1932:

1932:	6 482 JA	11 111 NEIN
1965:	11 083 JA	1 302 NEIN

Das immer ein wenig latente Heimweh nach Graubünden, die Aussicht, meine ausgebildete Kraft noch einmal in Dienst stellen zu können – oder eher, weil es so sein sollte – veranlassten mich zu einem Ja zum Rheinwald. Anders bei meinem Ehekameraden. Er ging nicht gern von Kilchberg weg. Am 21. September 1965 schrieb ich an Marie Speiser: «... ich trage Deinen Brief nun schon eineinhalb Tage in meinem Schossack herum. Er knistert von Zeit zu Zeit. In meinem Herzen knistert es aber noch mehr. Eigentlich schon lange. Aber bei Gian knistert es nicht. Und ich habe seinerzeit in der Kirche zwar nicht versprochen, dass es bei uns gleich knistere, aber dass ich ihn nicht verlasse. Unser Jüngster hat heute die Matura bestanden und geht Ende Oktober nach Taizé, um dort einzutreten. Das ist es ja, wir sind nun bald ganz allein. Aber ich kann nicht einen Ruf für mich allein haben.»

Noch im Oktober sagte Gian: «Ich würde den Abschied von Kilchberg nicht überstehen.» Dann schwieg er. Er schwieg einfach. Ich verzweifelte schier, denn ich meinte, ein Nein wäre

besser als dieses Schweigen. Später wurde es mir klar: er durfte nicht Nein sagen, und er konnte nicht Ja sagen. Er versuchte es darum auf einem Urmweg, indem er dem Bündnerischen Kirchenrat Bedingungen stellte: Erstens, dass seine Frau in Nufenen diesmal ein anerkanntes, volles Pfarramt ausüben könne. Zweitens, dass wir jeden Sonntag Kanzeltausch halten dürfen. Gian hoffte, dass seine Bedingungen nicht angenommen würden und damit die Sache erledigt wäre. Aber der Kirchenrat war froh, die Sorge um das Rheinwald los zu sein und ging auf die Forderungen bereitwillig ein.

So erfolgten im Rheinwald die Wahlen am 21. Dezember 1965. In drei Gemeinden gingen 80 %, in einer Gemeinde 95 % und in Medels 100 % der Stimmberchtigten an die Urne. Es fand sich kein einziges Nein. Noch in derselben Nacht berichteten uns die Kirchenvorstände, worauf wir nicht mehr einschlafen konnten. In Kilchberg aber gab es einen wahren Sturm. Das war noch nie vorgekommen, dass ein Pfarrer von hier fortgegangen sei, ausser denn ins noch bessere Jenseits. Marie Speiser schrieb uns dazu: «Sollte das nicht die Freude des Reichen sein, der da dem Armen von seinem Reichtum gibt und diesmal nun nicht nur Schlüttli, Äpfel, Birnen, Bilderbücher und abgetragene Kleider, sondern was sie auch und dringender brauchen.»

Es erreichten uns auch viele Briefe von Leuten, die unsern Entschluss bewunderten. Wir gerieten ob all dem Gestüm in Verwirrung. Ganz schlimm wurde es, als am 10. Juni 1966 – 4 Tage vor dem Abschiedsgottesdienst mit grossem Essen und vielen Geschenken – vom Bündner Kirchenrat der Widerruf seiner Zusagen kam. Denn, so hiess es, es bestehe die Bedingung, dass ein Pfarrer sich in seiner Gemeinde niederlassen müsse. Eine verheiratete Frau aber besitzt keinen eigenen Heimatschein und kann sich darum auch nicht an einem andern Ort als dem Wohnsitz ihres Mannes anmelden. Kanzeltausch komme auch nicht in Frage.

Gian befand, nun könne ich alles wieder auspacken. Dabei hatte ich in wochenlanger, mühsamer Arbeit das grosse Haus mit 11 Zimmern und 20 Nebenräumen entleert und zum Vertei-

«Heruntergekommene Bündner» kehren zurück

Manche Bündner Berggemeinden haben Mühe, freiwerdende Pfarrstellen zu besetzen – nicht zuletzt darum, weil bündnerische Pfarrer im Unterland recht gesucht sind. Zu diesen gehört Gian Caprez, früher Ingenieur, seit vielen Jahren Pfarrer von Kilchberg ZH, und seine Frau, früher selbständige Pfarrerin von Furna im Prättigau. Aber Graubünden ist ihnen lieb geblieben, und die Sorgen der Bündner Kirche liess sie nicht kalt. So kamen sie überein, nach Abschluss der Ausbildungszeit ihrer Kinder wieder in die Berge zurückzukehren. Gleich zwei benachbarte Gemeinden werden die Gewinner sein: Splügen-Sufers-Medels hat den Mann, Nufenen-Hinterrhein seine Gattin zum Pfarrer gewählt.



Aus dem Zürcher Kirchenboten 1966.

len: Furna, Splügen, Nufenen gerüstet. «Schlafen wir noch eine Nacht darüber», bat ich. Anderntags aber wurde uns deutlich, dass wir nun doch die 5 Rheinwaldner Gemeinden nicht im Stich lassen könnten.

Elf Tage nach der Züglata, am 26. Juni 1966, wurde ich dann in Samedan «laid und ungära», nach einer langen Debatte, in die Rätische Synode aufgenommen und ein Jahr später unsere Tochter Margreth an der Synode zu Scharans.

Für mich war es ein Heimkommen, da die Rheinwaldner Walser sind wie die Furner. Auch die Rheinwaldner empfanden es so, hiess es doch bei unserm Weggang in einer Zeitung: «Sie waren ünschar Gattig Lüt.»

Unsere zweite Tochter hatte sich mit einem Amerikaner verheiratet. Da regelmässig und häufig Briefe gewechselt wurden, haben wir genaue Berichte aus jener Rheinwaldnerzeit. Gian

hatte seinen Wohnsitz in Splügen und ich in Nufenen, das heisst also: wir führten zwei Haushaltungen und wohnten abwechselungsweise einige Tage in Splügen und einige Tage in Nufenen. Wir hatten sehr viel Besuch: Kinder und Enkel, aber auch immer und immer wieder Kilchberger.

Am 3. Juli 1966 fand unsere Einsetzung im Rheinwald statt, am Vormittag meine in Nufenen. Früh um fünf Uhr wanderte ich mit meiner Predigt auf die andere Seite des jungen Rheins. Als ich zurückkam, trieb gerade der Geishirt seine Geissen auf die Weide, und sie umringten mich. Die Kirche war sehr schön mit Lupinen und Feuerlilien geschmückt. Nachmittags folgte die Installation in der grossen Splügner Kirche, wo der Talverein dreimal sang, der Präsident uns willkommen hiess. Dann stand eine kleine Erstklässlerin in der Bündnertracht mit einem mächtigen Blumenstrauß vorn beim Taufstein und begann ihr guteinstudiertes Sprüchlein: «Liaba Herr Pfarrar», dann aber stockte das Maitli und – statt dass das Sprüchlein sprudelte, kugelten ihr die Tränen über die Backen.

Bald darauf kam dann das, was ich als Pfarrerskind so gehasst hatte und warum ich mich einmal verschworen, nie einen Pfarrer zu heiraten, damit meine Kinder das nicht tun müssten: ich ging in meinen beiden Gemeinden von Haus zu Haus mit dem Kirchenboten – und fand es wundervoll. Wundervoll darum, weil ich so in alle Haushaltungen kam und überall Kontakt fand.

Erneut erhielten wir vom Kirchenrat ein Schreiben mit dem Verbot des Kanzeltauschs. Die Kirchenvorstände des ganzen Tales kamen zu einer Sitzung zusammen mit dem Resultat, dass sie zwei scharfe Briefe an den Rat richteten. Im Herbst wurden wir vor den Rat geladen. Nach einem anderthalbstündigen Seilziehen gestanden sie uns unsere Bedingungen zum zweiten Mal zu.

Von ganz besonderer Art war ein Erlebnis, das Gian an einem Sonntag in Splügen hatte. Als er sich in einem Hausgang nahe bei der Kirche umkleidete, das heisst den Talar anzog, fragte ihn ein fünfjähriges Maiteli, wohin er gehe. Es schritt dann hinter ihm drein, im Arm sei-

ne Puppe, die einen immensen Kopf hatte. Es folgte Gian auch, als er durchs Kirchenschiff hineinschritt, und als er sich beim Taufstein umwandte, sah er das Maiteli neben sich stehen. Da sagte er zu ihm: «Sitz da in dia Bank.» Es setzte sich und sass still bis ans Ende der Predigt. Nach dem Gottesdienst, beim Weglegen des Talars, sagte Gian zu dem Maiteli: «Du bischt denn scho a Liabi gsi, dass du so lang hescht könna stillsitzta.» Es antwortete: «Jo, i han scho könna, aber di Poppa hed immer plärad. Dua hanara ais uf ds nassa Füddla ge, und dua isch si schtill gsi.»

Als mein Ehekamerad zu Weihnachten erkrankte, vertrat ihn in Medels unsere Tochter. Sie hatte ihre kleine Tochter Elisabeth bei sich. Diese sass lange still. Gegen Ende der Predigt aber wurde es ihr langweilig. Sie rutschte vom Stuhl (im Winter wurden die Gottesdienste in der warmen Schulstube abgehalten) und ging hin zur Mutter. Diese reichte ihr eine Banane. Das Kind war zufrieden, und die Mutter konnte in der Predigt weiterfahren. Die Gemeinde freute sich noch lange über diesen Gottesdienst. Die Hinterheiner Kirchenpflegerin schrieb uns dann zu Weihnachten: «Wie anders und wie viel schöner und traurlicher ist es uns nun doch jetzt, da jemand dauernd bei uns ist.»

Aber ich hatte noch meine Feuertaufe in der Schule zu bestehen. Als ich eines Morgens zu meiner Klasse ins Zimmer trat, war da eine Wandtafel Seite geschmückt mit einer nackten Frau, gezeichnet von ungelenker Hand mit roter Kreide. Die Buben kicherten, die Mädchen riefen: Pfui! – Ich musste blitzschnell überlegen: was sollte ich nun tun? Die Kinder waren in grosser Spannung, wussten sie doch, dass es bei ihrem alten Lehrer ein Donnerwetter abgesetzt hätte. Wie würde nun die alte Pfarrerin reagieren? Ich besah mir das Bild und sagte dann: «Da hat jemand, der nicht besonders gut zeichnen kann, etwas Schönes zeichnen wollen.» Ich liess das Gemälde die ganze Stunde stehen, heftete Gians Zeichnung (da ich selber nicht zeichnen kann, machte er mir für jede Stunde ein Bild) schön daneben und schrieb auch den Text dazu. Die Kinder machten sich nichts mehr daraus. In der nächsten Stunde brachte ich dann unser

grosses Michelangelobuch mit und hatte mit ihnen ein Gespräch. Ich sagte: «Es meinte einer, er mache eine unanständige Zeichnung. Aber sie war gar nicht unanständig. Was meint Ihr, warum nicht?» Es kam die richtige Antwort: «Weil Gott den Menschen geschaffen.» Dann erzählte ich ihnen, dass Michelangelo für seinen Auftrag, die sixtinische Kapelle zu schmücken, sich nichts Schöneres ausdenken konnte, als die Schöpfung von Adam und Eva zu malen. Darauf zeigte ich ihnen die Bilder. Sie waren ganz still und andächtig.

Auch in Hinterrhein hatte ich eine «Feuertaufe» zu bestehen. Es gab da vier Schwestern, die ich nie auseinanderhalten konnte. Schon mein Vorgänger hatte damit Mühe. Nun wollte ich sie einmal alle miteinander zum Tee einladen, um sie richtig betrachten zu können. Aber sie fanden, es sei einfacher, wenn ich nach Hinterrhein zu ihnen komme. Wir hatten es sehr lustig mit einander, obwohl wir alle alte Frauen waren. Und ich kam vollbeladen mit Würsten, Plätzli, Eiern und Bindenfleisch nach Hause. Am nächsten Sonntag sassen alle vier in der Predigt. Aber ich kam in die grösste Verlegenheit, denn die, von der ich mir gemerkt, dass sie immer einen krausen «Tschuff» in der Stirn habe, hatte sich eben erst gekämmt und war darum ohne «Tschuff».

Das Klima im Rheinwald ist manchmal sehr rauh. An einem Silvester stand das Thermometer auf 30 Grad unter Null. Ich hatte die Altjahrabendpredigt in Hinterrhein zu halten, die jeweilen in der ungeheizten Kirche stattfand. Während ich wohlverpackt in einem mit Pelz gefütterten Mantel dastand, kamen die Männer alle ohne Mantel. Als ich sie fragte, ob sie denn nicht frieren, antworteten sie: «Oh, wir sind das gewohnt.» Ich habe sie überhaupt nie jammern gehört. Es heisst, das Rheinwald sei die niederschlagsreichste Gegend der Schweiz. Ich bewunderte sie. Wenn es ihnen auch jeden Tag einen «Sprutz» ins Heu regnet, sind sie nie massleidig. Nicht einmal dann, wenn sie mitten im Sommer das Vieh ein- oder zweimal wieder aus der Alp holen müssen, weil es geschneit hat. Sie sagen: «Oh, dafür leiden wir auch nicht an Tröchni.» Auch sagten sie in einem Sommer: «Den Italie-

nern geht es viel schlechter als uns. Wir haben doch keine Überschwemmungen.» Ich habe die Rheinwaldner nie unzufrieden gesehen. Die Walser sind gewohnt, mit der Unbill des Lebens fertig zu werden.

Den schlimmsten Sturm aber erlebte ich nach einer Predigt im Januar in Hinterrhein. Es war dunkel, fast wie zur Nachtzeit. Gian, der mich abholen sollte, konnte im Dorf selbst nicht parkieren wegen des hohen Schnees und fuhr bis ans Dorfende. Als ich dann vom Schulhaus durchzukommen versuchte bis zum Auto, wäre mir das unmöglich gewesen, wenn nicht der Mesmer mich bei der Hand genommen und ich – um überhaupt noch atmen zu können – nicht rückwärts geschritten wäre. Unterhalb Nufenen, wo ich meine zweite Predigt zu halten hatte, lud mich Gian wieder aus und fuhr weiter nach Splügen, wo er seine zweite Predigt zu halten hatte. Wie ich mich im Schulhaus einfand, war mein Kopftuch am Haar angefroren.

Als wir ins Rheinwald kamen, hatten die Nufner ein grosses Problem: «Sie soll uns aber ja nicht mit dem Frauenstimmrecht kommen.» Die Frauen selber wünschten es nicht. Es ging in den Gemeindeversammlungen manchmal so temperamentvoll und heftig zu, dass die Frauen gern auf die Teilnahme verzichteten. Natürlich kam trotzdem das Gespräch auf dieses heisse Thema. Nach der Konfirmation der beiden grossgewachsenen Burschen, die ich sehr gut leiden mochte, war ich zum Mittagessen bei der einen, zum Kaffee bei der andern Familie eingeladen. Die Lehrerin aber umgekehrt. Und beide gerieten wir beim Kaffee – jede an ihrem Ort – in eine heftige Diskussion. Ich mit einem Churer Polizisten, dem Onkel des Konfirmanden, zuerst wegen der Beatlesfrisuren. Er sagte, er würde am liebsten einem Beatle jedes einzelne Haar ausreissen. Als ich die andere Partei nahm, war er entsetzt: «Was, Sie, eine so bodenständige Bündnerin!» Darauf kam das Frauenstimmrecht dran, und wir stritten heftig – die Lehrerin am andern Ort auch. Auf alle Fälle, die Zuhörer langweilten sich nicht, ich auch nicht.

Als ich eines abends von einem Besuch nach Hause kam und gerade ein paar Männer auf das Schul-Pfarrhaus zustrebten, fragte ich – eigent-

lich mehr um sie wieder einmal an diese Möglichkeit zu erinnern – «Darf ich auch kommen?» Sie lachten und sagten: «Ja, kommen Sie nur.» Aber ich antwortete – meiner Sache doch nicht so sicher – «Fragt zuerst drinnen.» Sie kamen mit der Antwort: «Es geht leider nicht.» Einige Zeit darauf hatte ich bei einer Beerdigung ein seltsames Erlebnis. Die vier Sargträger sollten den Sarg ins Grab hinunterlassen. Als sie nicht sogleich zurecht kamen, wandte sich einer an mich und fragte, wie sie das machen sollen. Ich erklärte ihm, dass der Sarg und auch das Grab konisch sei. Es war gut, dass die grosse Gemeinde, die dabei stand, nicht sehen konnte, wie es in mir aussah, denn ich schmunzelte, und an einem Grab schmunzelt man doch nicht, schon gar nicht ein Pfarrer und erst recht nicht eine Pfarrerin. Aber es war zu komisch. Ich darf die Kinder taufen, konfirmieren, darf die Erwachsenen trauen und beerdigen. Sie nehmen meine Führung an und fragen oft um Rat, aber an der Gemeindeversammlung darf ich nicht teilnehmen, obschon mich das auch angeht, was sie dort verhandeln und beschliessen, wie zum Beispiel die neue Kehrichtabfuhr.

Ich ging immer noch jeden Monat mit den 60 Kirchenboten in den beiden Dörfern von Haus zu Haus und empfand es als etwas sehr Schönes, dass der Pfarrer in jedes Haus hineingehen darf,

wo es ihn gelüstet, manchmal auch, wo es ihn nicht gelüstet. Es fielen mir oft allerlei Aufgaben zu, so zum Beispiel an einem einzigen Tag: einer Frau ein Medikament besorgen, einer andern musste ich versprechen, dem Popi den Mittagschoppen zu geben, und eine dritte sollte ich in Medels vom Heuen abholen.

Dann aber fädelte das «Schicksal» – oder war es der Herrgott? – wieder etwas Seltsames ein. In Graubünden finden alle zwei Jahre am ersten Maisonntag in den einzelnen Talschaften Landsgemeinden statt. Im Rheinwald einmal in Splügen und einmal in Nufenen, wobei jeweilen der Pfarrer vom andern Ort die Ansprache hält. Nun war am 4. Mai 1969 Splügen an der Reihe, also hätte der Nufner «Pfarrer» die Ansprache halten sollen. Ich wartete gespannt, was nun geschehen werde. Endlich fragte der Kreispräsident am Dienstag vor diesem Sonntag an: «Am nächsten Sonntag ist Landsgemeinde. Eines von Euch beiden sollte die Rede halten.» Ich war am Telephon und antwortete: «An der Reihe wäre ich» – dabei hatte ich die Rede schon fixfertig vorbereitet. Er entgegnete: «Ja, es ist recht.» Es regnete in Strömen, und die Landsgemeinde musste in die Kirche verlegt werden. Ich hatte natürlich den Schlotter, aber ich freute mich doch, wahrscheinlich die erste Frau zu sein, die an einer schweizerischen Landsgemeinde die



Im Rheinwald.

Rede hielt. Nachher war ich auch die einzige Frau, die mit den «Honorationen» beim Festessen sass. Die Nacht zuvor hatte ich gut geschlafen, aber die Nacht darauf fast nichts.

Gian hatte schon ein Jahr zuvor eine noch viel grössere Ehre erfahren. Genau zwei Jahre nach meiner umstrittenen Aufnahme in die Synode wurde er an der Synode zu Landquart als Kirchenrat gewählt. Wir staunen über dieses Ereignis bis auf den heutigen Tag. Er versah dieses Amt mit Freude und Begeisterung. Es tat ihm leid, dass nach zwei Amtsperioden, das heisst nach sechs Jahren, seine Zeit abgelaufen war.

In unsren fünf Gemeinden spürten wir gar keine Bevorzugung entweder von Gian oder von mir. Nach einem Colloquium, das sich über einen Sonntag und Montag hinzog, kamen wir erst gegen Abend heim, wo die Meldung einer Beerdigung für den nächsten Tag vorlag. Die Leute sagten dann so nett, sie hätten gedacht, entweder der Herr oder die Frau Pfarrer werde dann schon die Beerdigung halten.

Eines Sonntags im Februar hatten die Nufner Kinder ihren traditionellen Marronischmaus. Sie luden Gian und mich auch dazu ein. Im Saal hatten sie Tische gedeckt, für uns beide in der Mitte, schön mit einem Serviettli, Marroni in einem Extraschüsseli. Nachher machten wir Spiele mit ihnen. Die Eltern dankten uns, dass wir mit dabei waren. Nicht dass uns an der Kinder Sprache alles gefallen hätte. Sie brauchten immer wieder den Ausdruck Herr Jesses. Es war mir klar, ohne Ersatz zu bieten, ist es schwierig, eine so eingefleischte Gewohnheit wegzubringen. So erklärte ich ihnen zunächst, warum wir diesen Namen nicht bei jeder Gelegenheit brauchen sollten und schlug vor, dafür «*Heiderabad*» zu sagen. Was das sei? Eine Stadt in Indien, der es nichts ausmacht, alle Augenblicke in den Mund genommen zu werden. Sie waren entzückt. Als ich einige Zeit darauf im Laden nach dem Preis einer Ware fragte, sagte das Fräulein: «Heiderabad, jetzt muss ich das zuerst nachsehen.» Woher sie diesen Ausdruck denn kenne? Von der Elisabeth, die erklärte, die Frau Pfarrer habe sie das gelehrt.

Da das Liederlernen vorgeschrieben war, mussten wir unsere Schüler auch damit bela-

sten. Als einmal in der Oberschule ausgerechnet die drei ältesten Buben, drei grosse «Stürchel», den Liedervers nicht konnten, verdonnerte ich sie zur sogenannten Frühmesse, das heisst, sie sollten am andern Morgen schon eine halbe Stunde vor Schulbeginn erscheinen und den gelernten Vers aufsagen. Abends dachte ich, es wäre gescheiter, wir würden etwas Positives tun. So läutete ich ihnen an, sie sollen nicht um 7.30 Uhr kommen, aber einen grossen «Schgar-nutz» (Papiersack) mitbringen. Erstaunt rückten die drei Sünder in der Pause an. Ich zog mit ihnen aus, um rings ums Schulhaus den Boden vom herumliegenden Unrat zu säubern. Ich erwartete, dass die kleinen Schüler die grossen ausspotten würden. Aber statt dessen halfen sie mit.

Ein grosses Vergnügen hatten die Schüler, als ich meinen Vers nicht konnte. Für «das Christ-bäumli» am 24. Abend schrieb ich für die Schüler und mich ein Gespräch. Natürlich war es leicht, aber ich hatte Mühe, überhaupt etwas auswendig zu lernen. Nachdem wir es eingeübt hatten, sagten die Schüler zuhause: «Wir können es jetzt, aber die Frau Pfarrer kann es nicht.» Bei meinen beiden letzten Weihnachtsferien in Nufenen und Hinterrhein war ich so mitgenommen, dass ich beim Erzählen der Geschichte in Nufenen ein Durcheinander machte. In Hinterrhein sagte ich ganz am Schluss, nach dem Segen, dies sei nun meine letzte Feier mit «meinen» Kindern. Nun hätte ich eine Bitte, nämlich, dass sie mir zuliebe das Lied von der Nachtigall wiederholen würden: drei Erstklässlerinnen mit den drei ältesten Schülern im Wechsel. Wie «eine Pfirra» schossen sie auf, um zu singen, kaum hatte ich meine Bitte geäussert.

Gian hatte von Anfang an erklärt: wir werden vier Jahre bleiben, nämlich bis zu seiner Pensionierung. Als drei Jahre unserer Amtszeit vorüber waren, fing ich an, unruhig zu werden: wird es möglich sein, einen Ersatz zu finden? Wie könnten wir fortgehen, wenn sich kein Nachfolger finden lässt! Und siehe da, ungefähr ein Jahr vor unserem Wegzug hatte ich wieder eine «Zeitungsführung». Es wurden uns drei Exemplare des «Evangelischen Pressedienstes» als Probenummern zugestellt. Eines von ihnen

blätterte ich flüchtig durch und stiess auf eine Notiz: Pfarrer Urs Steinemann gedenkt 1970 von Buenos Aires wegzugehen und in die Schweiz zurückzukehren. Ich schrieb ihm, und 14 Tage, bevor wir aus dem Rheinwald wegzogen, kam er mit seiner Familie bei uns an. Er übernahm das ganze Rheinwald. Am 15. Juni 1966 waren wir im Rheinwald eingezogen. Am 15. Juni 1970 verliessen wir es wieder. Der Abschied fiel uns nicht leicht. Zeit unseres Lebens werden wir diese vier schönen Jahre nie vergessen. Bei der Wegfahrt hielt mein Ehekamerad mitten in der Viamala das Auto an und sagte: «Ich danke Dir vielmals, dass Du mich ins Rheinwald gelockt hast.» – Es war nach dem städtischen Kilchberg noch einmal etwas ganz anderes.

Aktiver Ruhestand

Nur – mit dem Ruhestand war es trotzdem nichts. Da Furna ausgerechnet im Herbst 1970 wieder ohne Pfarrer war, fanden sie, wir beide könnten nun doch miteinander die Gemeinde übernehmen. Wir willigten ein, obschon kurz vorher ein alter Furner zu Gian gesagt hatte, er solle ja nie die Schule übernehmen. Die Kinder seien ohne jede Disziplin. Wir waren gespannt. Aber die Schüler liebten Gian und er sie. Sie taten ihm zulieb, was sie nur konnten. Als er an einem Samstag, da keine Schule war, auch die Kinderlehre ausfallen lassen wollte, baten sie ihn, doch kommen zu dürfen. Als er nicht sofort einwilligte, bat einer der «schlimmsten Schlingel»: «Ei bis so guat.»

Zwei Jahre später aber hatte mein Ehekamerad solche Beschwerden, dass er sich einer Herzoperation unterziehen musste. Professor Sen-

ning setzte ihm eine neue Herzklappe ein. Furna musste wieder auf die Suche nach einem Pfarrer. Wir halfen dann noch da und dort im Predigt-dienst aus. Nachdem ich aber am 31. Dezember 1976 – 70jährig – den Silvestergottesdienst in Fideris – der Gemeinde, da mein Vater als junger Pfarrer angefangen hatte – gehalten, schien es mir richtig, nun wirklich in den Ruhestand zu treten. Zudem stellten sich dann allerlei Gebrechen ein. Und nach einer schweren Operation tröstete mich mein geliebter Ehekamerad mit einem Spruch aus der frommen Helene von Wilhelm Busch: «Siehst Du, geliebter Schorsch, hier dies Gemäuer, alt und morsch.» Im Vergnügen über diesen Spruch fiel es mir leichter, «dies Gemäuer alt und morsch» anzunehmen, besonders wenn ich ohne Schmerzen war.

Am 7. Februar 1971 wurde den Frauen das eidgenössische Stimmrecht zugesprochen. Am 5. März 1972 bekamen wir es im Kanton Graubünden. Furna hatte schon am 11. Juni 1971 Gian und mir zulieb das Gemeindestimmrecht eingeführt. Als drunten im Tal ein Mann seiner Frau erzählte: «Nun hat eine Gemeinde im Prättigau das Frauenstimmrecht eingeführt», antwortete diese: «Das kann nur Furna sein, die müssen immer etwas Extras haben.»

Im Sommer 1978 wählte Furna einen Neger aus Ghana zu ihrem Pfarrer, der dann aber eine Provision im Unterland annahm. Kurz darauf beriefen sie eine junge Zürcher Theologin, womit sich ein Kreis schloss. Sie ist nun bereits die elfte Theologin, die in die bündnerische Synode aufgenommen wurde. Dass die Synode zu Castasegna unsere Tochter Margreth zur Synodalpredigerin für das Jahr 1979 wählte, war für uns ein zusätzliches Geschenk. Auch damit schloss sich für uns wieder ein Kreis.

Die beiden Folgen «Die Pfarrerin» (Bündner Jahrbuch 1980 und 1981) erscheinen auf Ostern 1981 in Buchform im Verlag Bischofberger AG, 7002 Chur.



Anny Meisser-Voñzun: Ziegen im Kornfeld

